

Beiblatt zur „Sächsischen Elb-Beitung“.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: Ludwig Donath in Schandau.

Motto: Sieh' auf, daß kein Betrug in süßen Worten sei:
Die Einfalt redet wahr, List steckt bei Heuchelei.
Dyis.

Waldgeheimnisse.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Mein Vater war der zärtlichste, der je eine Familie auf seinem Schooße gewiegt, sein Erstgeborener aber war sein größter Stolz. Ihm zu Liebe trieb er das geschloße, aber lohnende Gewerbe der Wilderei mit so außerordentlicher Kühnheit; es galt dem geliebten Sohne, dessen Gaben von Schulmeister und Geistlichen hochgepriesen wurden, eine ehrenvolle Stellung in der Welt und Befriedigung seines Wissensdranges zu verschaffen. Ohne jenen ungesetzlichen Verdienst hätte er mich müssen verwildern, meine Fähigkeiten sämmerlich verkümmern lassen, wie es ja bei so vielen Kindern der Armuth geschieht. „Ich weiß,“ sagte er einst zu mir, daß das Wildschießen geschwidrig ist, und wenn ich ein anderes Mittel zu ausreichendem Erwerb wüßte, so gäbe ich es auf. Die Reichen zwingen mich zu diesem traurigen Gewerbe. Die Güter, die sie inne haben, sind nicht ihr Eigenthum, sind ihnen von Gott anvertraut, daß sie sie zum Besten ihrer Mitmenschen verwalten. Sie sollten die Ungleichheiten in der menschlichen Gesellschaft ausfüllen; sie sollen ihren ärmeren Brüdern wenigstens den Genuß der geistigen Güter eben so zugänglich machen, als er ihnen selbst ist. Gott hat die geistigen Gaben nicht auf die Reichen beschränkt, die Armen haben denselben Antheil daran, wie jene — kann er seinen Willen, daß ihnen auch dieselbe Auebildung des Geistes möglich gemacht werden müsse, deutlicher zu erkennen geben? Aber wo erfüllen die Reichen diese Pflicht? Sie stoßen den armen Bruder nicht allein von ihrer schweigerischen Tafel, aus ihren bequemen und glänzenden Palästen, sondern schließen ihn auch gottlos von dem Tempel des Wissens aus. Wenn ich nicht für Dich jagte, mein Sohn, so müßtest Du ein Tagelöhner werden und Deine herrlichen Geistesgaben gingen elend zu Grunde, oder da das Genie sich nie gänzlich unterdrücken läßt, würdest Du von dem unbefriedigten Drange desselben zu geschloßenen Tha-

ten, zur Ausföhnung gegen die Ordnung getrieben und ein so verfolgter Mann werden, wie Dein Vater.“ Als ich nach dieser Aeußerung erklärte, von der wissenschaftlichen Laufbahn, welche ich bereits auf dem Gymnasium zu S. begonnen hatte, abstehn zu wollen, schloß er mich weinend in seine Arme und beschwor mich, die Hoffnungen, die er auf mich gebaut habe, nicht zu zerstören; wenn ich ausstudirt habe, könne ich seine Stütze werden, daß er das Jagdhandwerk für immer niederlegen könnte. So blieb ich bei meinen Studien, bis der gewaltsame Tod meines Vaters mich aus der mit Glück verfolgten Laufbahn schleuderte. Fünfzehn Jahre alt wußte ich das Gymnasium verlassen. Ich that es mit dumpfer Resignation — das Interesse an den Wissenschaften wich einem andern. Der Schmerz um den Vater beherrschte mein ganzes Denken und Föhlen und er fand keine andere Linderung, als in dem Entschlusse, den Gemordeten zu rächen. Meine arme Mutter ahnete an dem düstern Brüten meines Geistes den unheilvollen Entschluß; sie beschwor mich unter Thränen, davon abzulassen und die Rache Gott anheimzustellen. Ihr Flehen entwaffnete mich für den Augenblick, und damit ich dem Gegenstande meiner Rache entrückt würde, verkaufte sie das väterliche Haus und zog mit ihren Kindern in ihre Heimath an der entgegengesetzten Grenze des Landes. Aber der Dämon, der meine Brust erfüllte, wich nicht von mir. Meine Mutter mühte sich, mein Leben wieder in die alte Bahn einzulenken: sie suchte mir mit Hilfe ihrer Verwandten Benefizien zu verschaffen, aber vergebens. Zuletzt mußte sie noch froh sein, mir eine Privatsecretairstelle bei einem Großen jener Gegend verschafft zu haben. In dieser Stellung kam ich als sechszehnjähriger Jüngling nach Wien. Mein Prinzipal, ein Aristokrat interessirte sich für mich. Er gab sich alle Mühe, meinen Trübsinn zu verschuchen und hoffte von dem lustigen Wien die beste Unterstützung seines Bemühens. In der That begann das neue bewegte Leben der prächtigen Kaiserstadt mich zu zerstreuen, meine Rachegedanken traten in den

Hintergrund, mein Trübsinn legte sich und ich fand wieder Freude am Leben. Gleichzeitig erwachte meine alte Liebe zu den Wissenschaften, und da mein Graf eine umfassende Bibliothek hatte, deren Benutzung mir ganz frei stand, so konnte ich meinen Wissensdurst nach Herzenslust befriedigen, Mathematik, Archäologie und neuere Sprachen wurden meine Lieblingsstudien. Namentlich faßte ich eine Vorliebe für die italienische Sprache, um dertwillen ich mich um die Bekanntschaft eines italienischen Abbate bewarb, der bei der Mutter meines Herrn aus und einging. Dieser weihte mich bald in die Sprache Dante's und in den Genius dieses und anderer großen Dichter seines Vaterlandes ein. Zugleich gewann er mein Vertrauen, bald meine zärtlichste Freundschaft. Da brach die Cholera in Wien aus. Viele aristokratische Familien flüchteten sich vor dem furchtbaren Würgengel, die Mutter meines Herrn unter ihnen, aber mein Herr selbst blieb. Er hatte eine Geliebte in der Hauptstadt, ein bürgerliches Mädchen, das er nicht verlassen wollte. Sie wurde ein Opfer der Seuche und mein guter Graf folgte ihr wenige Tage später in die Gruft. Ich blieb verschont. Der Mutter ihren und meinen Verlust meldend, bat ich sie um Verhaltungsbefehle. Nach einigen Wochen kam ihr Anwalt und eröffnete mir, daß die Frau Gräfin meiner Dienste nicht bedürfe. Sie ließ mir ein vierteljähriges Gehalt auszahlen und befahlen, ihr Haus zu räumen.

Noch vor der Abreise war mein Freund, der Abbate, aus Wien verschwunden, ohne von mir Abschied genommen zu haben. Ich bemühte mich vergebens zu erfahren, was aus ihm geworden. So fand ich mich in der weiten Hauptstadt ohne Freund und Bekannten. Die Zeit war dem Suchen einer Anstellung nicht günstig. Die meisten Bornehmen waren geflohen und zur Bewerbung um irgend eine öffentliche Bedienstung mangelte mir außer der Empfehlung auch jede formelle Befähigung. Ich miethete mir ein bescheidenes Zimmer in einem Hause der Vorstadt Wieden und setzte meine Sprachstudien eifrig fort, in der Hoffnung, später als Sprachlehrer mein Fortkommen zu finden. Ich lebte sparsam und reichete so ein halbes Jahr mit meinem letzten Gehalte aus. Inmitten legte sich die Wuth der asiatischen Seuche; die Flüchtlinge kehrten zurück und obgleich ich von allen Geldmitteln entblößt war, so blickte ich doch voll Hoffnung in die Zukunft. Des Italienischen soweit mächtig, daß ich gründlichen Unterricht darin ertheilen konnte, bot ich dem Publikum meine Dienste als Lehrer dieser Sprache an. Nach einigen Wochen hatte ich zwei Scholaren, die mir kaum einbrachten, was ich zum Heizen meines Zimmers bedurfte. Ich ließ mich als Lehrer der Mathematik annonciren. Da schien gar Niemand meiner Dienste zu bedürfen. Ich war außer Stande, meine Miete zu bezahlen; einige Monate schenkte mir mein Wirth Nachsicht; endlich kündigte er mir doch. Noch einmal gelang es mir eine Gestundung zu erhalten — ich wollte noch einen Weg versuchen, mir eine Existenz zu gründen. Ich ging in die Hofs- und bot mich zum Lohnbedienten an: doch alle

Stellen waren mehr als zum Ueberflus besetzt. Mit der Bewerbung um eine Zeitungsträgerstelle, ja selbst um die eines Stiefelpugers für Studenten, hatte ich nicht mehr Glück. So versich die mir von meinem Wirth zugestandene Frist — ich mußte das Haus räumen und meine Effekten an Zahlungsstatt zurücklassen. So stand ich nun geld- und obdachlos in der großen, fremden Stadt. Seit mehreren Wochen hatte ich mich von nichts als trockenem Brode und Salz genährt, jetzt konnte ich auch dies mir nicht mehr erzeugen. Sollte ich nun betteln? Meine Kleidung war ziemlich die eines Bettlers geworden, aber ich schämte mich, Jemanden um ein Almosen anzusprechen. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen mein alter Trübsinn sich wieder einstellte, ja von jetzt an weit tiefer und bitterer wurde, als zuvor. Vor meinen Augen erhoben sich die prächtigen Paläste der Großen, rasselten die strahlenden Korossen mit den gepußten Damen und Herren, strosien die Kaufläden von den Gegenständen des ausschweifendsten Luxus — und ich hatte nichts, wohin ich mein Haupt legen sollte, war inmitten all' dieser Pracht, dieser Leppigkeit, dieses Ueberflusses dem Hungertode nahe. Dreierlei nur konnte mich davor noch retten — betteln oder stehlen, oder, was noch schlimmer war, ein Straßenräuber werden. Einer meiner Professoren hatte bei meinem Abgange vom Gymnasium mir zugerufen: sei wach und bete, Franz, Du bist arm und Armuth ist eine schwere Versuchung — jetzt lernte ich die Wahrheit dieses Zurufes in ihrer ganzen Furchtbarkeit kennen. Mein Herz ergrimmete, mein Gemüth verbitterte sich — Verzweiflung, sittliche Gleichgiltigkeit, Menschenhaß stritten sich um den Besitz meiner Seele. Ich gedachte des Urtheils, das einst mein Vater über die Reichen fällte und es war mir, als müßte ich dieses Urtheil mit einer ewigen Kriegserklärung wider sie besiegeln. In ihrer Masse erschienen sie mir als der mitleidlose, mißgünstige, tyrannische Zeus, der dem Armen das Prometheusfeuer der Bildung und des Bewußtseins seines Menschenadels mißgönnt und ihn an den kaukasischen Felsen der Verzweiflung schmiedet. Ich hätte mögen ein Titane sein, um den Thron dieser fluchwürdigen Macht zu stürmen. Bis dahin war ich ein ziemlich gläubiger Katholik gewesen, aber jetzt regten sich in meiner Seele Zweifel, an der Güte und Weisheit Gottes, und wenn ich die heißen üppigen Priester sah, wie sie kalt oder mit kargem, heuchlerischem Almosen an dem Elend ihrer Brüder vorüberschritten, um die Gunst der Großen buhlten, mit ihnen in Erpressungen der Armen zu theilen — so erschien mir das Christenthum mit seiner Bruderliebe als eine hohle Lüge. Um das Gift, das meine Seele erfüllte, zum Ueberfließen zu bringen, sah ich eines Tages einen glänzenden Wagen auf der Landstraße nahe daran, ein Rind zu überfahren. Glücklicherweise war ich nahe genug, um mich noch zu rechter Zeit vor die Pferde zu werfen und sie zum Stehen zu bringen, wiewohl ich von dem Stöße der Deichsel zu Boden stürzte. Das Rind wurde unverfehrt von seiner herbeieilenden Mutter aufgehoben, mir aber schoß ein Blutstrom aus

dem Munde. Meine Brust war schwer verlegt. Eine Menge Menschen versammelte sich um mich, zwei Arbeiter trugen mich aus dem Wege. Der Kutscher trieb die Kasse an, aber die Menge widersetzte sich der Abfahrt; man verlangte, daß ich in dem Wagen nach meiner Wohnung oder in ein Lazareth geschafft würde. Die Insassen des Wagens, eine Dame und ein Herr, der mir den Rücken zugekehrte, sollten aussteigen. Mit Entrüstung sprach sich die Dame in italienischer Sprache gegen das Anstimmeln des Pöbels aus, ihren Wagen durch einen Bettler verunreinigen zu lassen. Ihr Begleiter stimmte ihr in noch stärkeren Ausdrücken des Abscheu's bei und schloß mit den Worten: „es ist keine Polizei zur Hand, wir sind in der Gewalt der Canaille und müssen uns ranzioniren.“ Darauf wendete er sich zu mir, zog seine Brieftasche und warf mir eine Fünfguldennote zu. In diesem Augenblick erkannte ich den Mann — es war kein Anderer, als der Mörder meines Vaters, der Graf von Hauenstein. Mit Entrüstung warf ich das Geld von mir; ich machte einen Versuch, aufzustehen, um mich auf Verhafteten zu werfen, aber ich taumelte in die Arme meiner Helfer zurück. „Aus dem Wagen!“ schrieen nun die Umstehenden, auf das Gefährt eindringend. Ich aber erklärte, nicht in dem Wagen fahren zu wollen. In demselben Moment erschienen einige Polizeidiener, denen es nach einigen Verhandlungen mit beiden Parteien und nachdem der Graf seinen Namen und seine Wohnung genannt hatte, gelang, die Equipage frei zu machen. Die Polizei ließ mich in ein Spital schaffen, wo ich zwar die sorgfältigste Behandlung und Pflege fand, aber drei Monate brauchte, eh' ich das Haus, völlig hergestellt, verlassen konnte.

Als ich von dem Arzte aus dem Krankenzimmer entlassen wurde, nahmen mich zwei Polizeidiener in Empfang, die mich wegen Legitimationsmangel aus der Stadt brachten. Mit einer nachdrücklichen Warnung vor dem Versuche meiner Rückkehr in die Stadt wurde ich vor der Linie entlassen. Was sollte ich thun? Wohin mich wenden? Auf's Gerathewohl die vor mir liegende Straße verfolgend, erreichte ich gegen Mittag ein Kloster. Hungrig und müde, wie ich war, mußte ich es über mich gewinnen, da einzukehren und um ein Mittagessen anzusprechen. Ich that dies in lateinischer Sprache, was einen guten Eindruck zu machen schien. Man nahm mich sehr freundlich auf und im Refectorium wurde mir ein besonderer Tisch gedeckt. Dort unterhielt sich der Prior mit einem der Mönche in italienischer Sprache. Das Thema des Gespräches war Rom; in seinem weiteren Verlaufe wurde erwähnt, daß ein Abbate Tommaso del Campo gestern aus der heiligen Stadt zurückgekehrt und im Kloster Einkehr gehalten habe. Tommaso del Campo war der Name meines italienischen Freundes — sollte er wohl mit dem genannten Gaste meiner Wirthin ein und dieselbe Person sein? Ich konnte mich nicht enthalten, die Sprechenden deshalb zu fragen. Meine Vermuthung traf; mein Freund war im geheimen Auftrage seiner Obern nach Rom gereist; er hatte von seiner Reise Nieman-

den etwas entdecken dürfen; daher auch ich ohne Kenntniß davon geblieben war. Wie verlangte mich nun nach Wien zurück! Ich war gewiß, bei ihm Rath und Hülfe zu finden. Nach der Tafel ersuchte mich der Prior, ihm auf sein Zimmer zu folgen.

„Sie sind Franz Lauterbach?“ — sprach er, als wir dort allein waren. Bewundert bejahete ich die Frage.

„Warum verließen Sie Wien?“ — fuhr der Prälat fort.

Ich erzählte meine Erlebnisse seit dem Verschwinden des Abbate. Der Prior reichte mir darauf die Hand und sprach:

„Sie werden nach Wien zurückkehren. Vor den Anfechtungen der Polizei und des Mangels werde ich Sie sicher stellen; übrigens finden Sie den Bruder Tommaso, der für das Weitere sorgen wird.“

Ich kehrte nach Wien zurück; der Wunsch, den Abbate zu finden, zog mich eben so stark dahin, als der Durst nach Rache an dem Mörder meines Vaters, dem übermüthigen Verräther der Armuth. Auf welche Weise ich diese Rache suchen sollte, war mir freilich nicht klar. Der Gedanke an Mordmord war meiner Seele fern; bald dacht' ich an Zweikampf, bald war mir, als müßte ich mit Hilfe des Abbate mir irgend eine einflussreiche Stellung gewinnen, wo ich den Grafen in meine Macht bekam. In Wien angekommen, durfte ich nicht lange nach dem Abbate suchen. Er empfing mich mit Aeußerungen der lebhaftesten Freude. Ich mußte ihm meine Schicksale erzählen — bei dieser Gelegenheit erfuhr er meinen Rachedurst gegen den Grafen von Hauenstein.

„Rache soll Ihnen werden!“ rief der Abbate, als ich schloß — „die vollständigste Rache, wenn Sie mir vertrauen und Muth haben.“

Ich reichte ihm statt aller Versicherungen die Hand. Er fuhr fort:

„So gehen Sie nach Rom — Sie wissen vielleicht nicht, daß ich ein Mitglied der heiligsten und mächtigsten Gesellschaft der Welt bin. Ja, ich bin Jesuit — Ihre Rache ist gerecht — mein Orden ist jeder gerechten Sache Freund, und nur er hat die Macht, jeden vornehmen Uebelthäter zu richten, jede unterdrückte Unschuld gegen übermüthige Weltmenschen zu schützen, wo nöthig zu rächen.“

Ich gestand dem Abbate offen meinen inneren Zwiespalt mit der Kirche.

„Ihre Skepsis beweist, daß Sie Geist haben — erwiederte der Jesuit. — Sie wird sich bald geben. Ich war Atheist, bevor ich in den Orden trat, dessen h. he Weisheit mich bald mit Milde auf den rechten Pfad zurückleitete.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* Wie viel Opfer an Menschenleben der jetzige Krieg schon gekostet hat, die Verluste der Krimm-Armeen sind doch nur ein Bruchtheil von der großen

Beute, welche der Tod vor 42 Jahren auf den Schneefeldern Rußlands in den Reihen des französischen Heeres machte. Ein Bericht der Peteröburger „Hofzeitung“ vom 20. April 1813 macht darüber folgende Angaben: In Folge der von der Regierung ertheilten Vorschriften in Bezug der zu nehmenden thätigsten Maßregeln zur vollkommenen Vernichtung der feindlichen todten Körper und todten Pferde, die nach den gewesenen Schlachten noch nicht unter die Erde gebracht oder auch nicht tief vergraben sind, haben die örtlichen Obrigkeiten folgende Berichte eingesandt. Aus dem Gouvernement Minsk vom 27. Januar, daß bis zum 15. Januar dort 18,797 menschliche todte Körper, und 2746 todte Pferde verbrannt worden, und daß hiernach noch zu verbrennen übrig waren 30,106 von den ersten, und 27,316 von den letzteren, die größtentheils bei dem Flusse Beresina gefunden worden, und bis zum 10. Februar verbrannt werden sollen. Aus dem Gouvernement Moskau vom 20. Februar, daß bis zum 3. Februar 49,754 menschliche todte Körper und 27,849 todte Pferde verbrannt, und überdies, noch vor Empfang der Vorschriften, eine Menge unter die Erde gebracht worden. Aus dem Gouvernement Smolensk vom 20. Februar, daß bis zu dieser Zeit wieder 71,735 menschliche todte Körper und 51,430 todte Pferde verbrannt worden sind. Aus dem Gouvernement Wilna vom 23. Febr., daß 72,202 menschliche todte Körper und 9407 todte Pferde unter die Erde gebracht worden sind. Aus dem Gouvernement Kaluga vom 27. Februar, daß 1017 menschliche todte Körper und 4384 todte Pferde verbrannt worden sind.

Der größte Theil der Cadaver, die man in diesem Gouvernement gefunden, wurde noch vor Empfang der Vorschriften beerdigt oder verbrannt. Zusammen also, außer den an vielen Orten ohne Zahl beerdigten oder verbrannten, 213,516 menschliche todte Körper, und 95,316 todte Pferde. Außerdem sind überall die strengsten Vorsichtsmaßregeln genommen, um bei Eintritt des Frühlings die todten Körper, die in den Flüssen und in den Wäldern gefunden werden möchten, so gleich zu verbrennen.

* Ein Ehemann in Berlin erschien vor Gericht, um sich von seiner Frau scheiden zu lassen. Als der Richter nach dem Scheidungsgrunde fragte, erzählte er, daß seine Gattin bereits seit sechs Wochen im Seebade zu Doboran sei, und durchaus noch nicht zurückkehren wollte, indem sie, — so hätte sie ihm gestern noch geschrieben, — erst dreißig Male in den Armen Neptun's gelegen habe! „Solche Schmag,“ fügte er ärgerlich hinzu, „kann ich nicht ertragen, mag sie vor meinem wegen bei dem Kerl bleiben, ich lasse mich scheiden!“

* Vor mehreren Jahren (erzählt Anton Niemeyer) lebte im Dorfe B. bei Halle ein Pastor P., der wegen seiner originellen Predigten allgemein bekannt war und eine ganz eigene Gabe hatte, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer gleich von vornherein zu fesseln. So predigte er ein Mal, wie ich mit meinen eigenen Ohren angehört habe, am Pfingstfeste über folgendes Thema: Der heilige Geist als der beste

Schornsteinfeger, 1) wie er durch den Schornstein des menschlichen Herzens fährt; 2) wie er denselben von Sünden rein setzt und 3) wie er oben hinaus schaut und ruft: „Abba, lieber Vater!“ Dieser so recht ad rusticum predigende Mann ließ sich während Halle zum Königreich Westphalen gehörte, an einem Neujahrmorgen also vernehmen. Nachdem er ein kurzes Gebet verrichtet, bog er sich etwas über die Kanzel vor, klopfte dann auf dieselbe, wie man an eine Thüre klopft, und rief dann: „Herein!“ worauf er mit abwechselnder Stimme folgendes Gespräch vortrug: „Guten Morgen!“ — „Guten Morgen!“ — „Ich wollte die Communalsteuer holen.“ — „Hier!“ — Hierauf klopfte er wieder, und fuhr dann fort: „Herein!“ — „Guten Morgen!“ — „Guten Morgen!“ — „Ich wollte die Grundsteuer holen!“ — „Hier!“ — Nun klopfte er abermals und rief: „Herein!“ — „Guten Morgen!“ — „Guten Morgen!“ — „Ich wollte die Personalsteuer holen!“ — „Hier!“ — „Ihr seht meine christlichen Zuhörer,“ fuhr er hirauf fort, „so ist es im vorigen Jahre gegangen, und so wird es auch in dem neuen Jahre gehen! Indessen schicket Euch in die Zeit und gedenket dabei des Ausspruchs unsers Herrn und Heilandes: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“

* Trübsend von Schweiß, kehrte in der Erntezeit ein Landmann von seinem Felde zurück und beklagte sich bei dem Gutsherrn, der ihm begegnete, sehr über die drückende Hitze. Der gutherzige Mann bedauert die armen Leute auf dem Lande. „Es ist überhaupt,“ sagte er, „eine sonderbare Einrichtung, die Ernte gerade in der größten Hitze zu halten. Man sollte sie in den Winter verlegen, da hätte man ja mehr Zeit, und die Leute würden auch nicht so sehr schwitzen.“

* Bei einem großen Feuer in Berlin hatten sich mehrere Spritzenleute absentirt, um in einem nahen Brantweinladen Stärkung zu suchen. Ein Polizeicommissarius tritt dafelbst ein, als eben die Gläser der feurigen Männer an einander klingen, und fragt sie: „Heißt das Spritzen?“ — „Ne, Herr Kummjarius, des hecht löschen!“ war die Antwort.

* In einem Berichte des Reisenden Bayle St. John (im „Auslande“), heißt es aus dem Königreiche Darfur in Süd-Afrika: Reitet der König von Darfur aus und fällt durch Zufall vom Pferde, so muß sein sämtliches Gefolge eben so herabfallen; würde Jemand diese Formalität unterlassen, so wird er, mag er auch noch so vornehm sein, auf den Boden gelegt und bekommt Hiebe. Hustet der König, so läßt Jedermann den Laut „ts, ts“ hören, ungefähr wie es Aminen thun, um ihre Kleinen zu erfreuen, und wenn er niest so ahmt jeder das Rufen des Dscheko nach, das dem eines Mannes gleicht, der sein Pferd zur Eile antreibt. Der einzige Beistand, dessen sich der König bedient, ist ein „Hofrath“, bestehend aus alten Frauen, Habbobach genannt. Er spricht mit keinen Menschen öffentlich, wenn er auch so vornehm wäre, außer vermittelt eines Dolmetschers.